

Zur Debatte um die  
Novelle „Im Krebsgang“  
von Günter Grass

## Am Elend vorbeigeschrieben

Helmuth Kiesel

Es fällt mir nicht leicht, über die neue Novelle von Günter Grass zu schreiben, und fast bereue ich es, dass ich mich – verführt durch den *Spiegel* vom 4. Februar – dafür angeboten habe. Denn ich halte einiges von Grass. Ich glaube, wenn mich jemand wecken und fragen würde, welche deutschen Romane des zwanzigsten Jahrhunderts mir die liebsten oder die wichtigsten oder beides zusammen wären, würde ich antworten: erstens *Berlin Alexanderplatz* von Alfred Döblin, zweitens *Die Blechtrommel* von Günter Grass. Mehrfach habe ich die *Blechtrommel* (1959) in Seminaren behandelt, und jedes Mal wurde sie mir durch ihren geschichtlichen Erfahrungsgehalt und ihre vielschichtige Symbolik interessanter, hat sie mich durch ihren gedanklichen Reichtum und ihre erzählerische Suggestionskraft von neuem für sich eingenommen.

### „Ein weites Feld“

Ich schätze auch den letzten großen Roman von Günter Grass, *Ein weites Feld* (1995). Seiner Beurteilung der Kohlschen Wiedervereinigungspolitik stimme ich nicht zu; aber dieses Buch ist schön geschrieben und ist inhaltlich bemerkenswert, weil es am Beispiel seiner an Fontane orientierten Hauptfigur Theo Wuttke alias Fonti die Wechselfälle der deutschen Geschichte auf eine bemerkenswerte Weise vor Augen führt: Fonti, der ein bisschen länger als die biblischen siebzig oder achtzig Jahre leben darf (Psalm 90,10), erhält in preußischen Zeiten den Hohenzollerischen Hausorden erster Klasse, arbeitet im

Dritten Reich als Kriegsberichterstatter, bekommt in der DDR mehrere Verdienstmedaillen – und zu guter Letzt auch noch einen französischen Orden, weil er während des Zweiten Weltkrieges auch Kontakte zur Résistance hatte. Dergleichen konnte einem Deutschen in der Tat passieren, wie die Vita von Ernst Jünger zeigt (Hohenzollerischer Hausorden 1917; Orden Pour le mérite 1918; Eisernes Kreuz für die Bergung eines Verwundeten 1940; Ehrung durch die Stadt Laon 1970 für die Rettung der wertvollen Bibliothek während des Zweiten Weltkrieges; Stern zum Großen Verdienstkreuz der Bundesrepublik 1977). Indem Grass solches am Beispiel seines Fonti vor Augen führte, betrieb er, was beim Erscheinen des *Weiten Feldes* 1995 wegen der Konzentration auf die Wiedervereinigungsthematik schlicht übersehen wurde, die historisierende Einordnung der einzelnen Epochen der deutschen Geschichte, auch der zwölf Jahre der blutigen NS-Herrschaft, und der entsprechenden Handlungen der durchschnittlichen Menschen in das Kontinuum der Geschichte. Und das bedeutet ethische Relativierung: Der Held des *Weiten Feldes* ist naturgemäß „dem jeweiligen Staatswesen dienstbar“, darunter eben auch dem Dritten Reich, und erscheint trotzdem als ehrenwerter Mann, dem die Sympathie des Erzählers gehört und die des Lesers zufließen soll. Dieser konsequenten Historisierung wegen ist das *Weite Feld*, wie ich meine, ein bemerkenswerter, ja bedeutender deutscher Geschichtsroman.

Nun erschien am 4. Februar im *Spiegel* die Ankündigung eines neuen Meisterwerkes: einer Novelle über die „verdrängte Tragödie des Flüchtlingsschiffes ‚Wilhelm Gustloff‘“. Gleich dreifach nahm sich der *Spiegel* des Themas und der Novelle an: In einem anderthalbseitigen Kasten machte kein Geringerer als der Herausgeber Augstein deutlich, dass es sich bei dieser „verdrängten Tragödie“ um die „wohl schwerste Schiffskatastrophe aller Zeiten“ handelt; in einem elfseitigen Artikel entwickelten sechs Mitarbeiter ein detailliertes Bild der Katastrophe der „Wilhelm Gustloff“; und in einem noch einmal sechs Seiten umfassenden Artikel rühmte der führende Literaturredakteur Volker Hage die literarische Verarbeitung dieser „wohl größten Schiffskatastrophe aller Zeiten“, wie mit diesem berüchtigten deutschen Superlativ gleich noch einmal gesagt wird. An Lob sparte Hage nicht: „Seit langem“, nämlich seit *Katz und Maus* (1961), habe Grass „mit einem Prosawerk nicht mehr derart überzeugen können“, die 216 Seiten der neuen Novelle seien „glänzend und packend geschrieben“, der Stoff werde „überzeugend“ und mit „großem literarischem Raffinement“, zudem „auf hohem literarischem Niveau präsentiert“, sodass „der doppelte Boden“, der laut Reich-Ranicki das Kennzeichen von Literatur ist, „vibriert“. Das sind zwar alles wohlfeile Schablonen, auf die man nicht viel gibt, und die vom hohen literarischen Niveau ist auch noch peinlich (der Mann ist schließlich Nobelpreisträger für Literatur und nicht etwa ein *Spiegel*-Redakteur oder ein Germanistikprofessor, der sich einmal als Erzähler versucht haben wollte); aber nun hat Volker Hage doch auch einen Namen als Literaturkritiker, und so freute ich mich auf den folgenden Tag, den 5. Februar, an dem *Im Krebsgang* im Buchhandel zu haben sein sollte.

Ich musste ein paar Tage länger warten, weil das erste Kontingent, das den

Buchhandlungen rund um den Heidelberger Universitätsplatz zugeteilt worden war, verkauft war, bevor ich nachmittags die Runde machen konnte; und dann dauerte es ein paar Tage, bis der Verlag wieder liefern konnte. Bis Ende März wurden, wie mir der Verlag freundlicherweise mitteilte, rund 350 000 Exemplare verkauft und werden Übersetzungen in sechzehn Sprachen vorbereitet. *Im Krebsgang* ist zu einem Bestseller geworden, obwohl die Rezensenten der wichtigsten Tages- und Wochenzeitungen mehrheitlich zu dem Befund kamen, dass das Buch alles andere als ein literarischer Wurf sei.

### Aufgesparte Vergegenwärtigung

Ich fürchte, sie haben Recht. Ich habe das Buch mit Interesse an den historischen Vorgängen gelesen, gegen Ende auch mit einer gewissen Spannung hinsichtlich des Ausganges der Aufarbeitungsgeschichte, aber „packend“ fand ich den *Krebsgang* nicht. Grass arbeitet sich langsam an das heran, was im Zentrum der Novelle stehen sollte, die Torpedierung der „Wilhelm Gustloff“, und umgibt die lange aufgesparte Vergegenwärtigung dieses Ereignisses zugleich mit zwei intermittierend sich entfaltenden Rahmenerzählungen: einer historischen, die über die Vorgeschichte des Zentralereignisses informiert, und einer aktuellen, die den späteren Umgang mit diesem schrecklichen Geschehnis reflektiert und dramatisiert.

Die historische Rahmenerzählung berichtet von dem Namenspatron des torpedierten Schiffes, dem NS-Funktionär Wilhelm Gustloff, seinem jüdischen Attentäter David Frankfurter und dem Kommandanten des sowjetischen U-Bootes, das die „Wilhelm Gustloff“ versenkte, Alexander Marinesko. Gustloff, am 30. Januar 1895 in Schwerin geboren, trat 1929 in die NSDAP ein und wurde 1932 Landesgruppenleiter der NSDAP-Auslandsorganisation in der Schweiz.

Am 4. Februar 1936 wurde er in seiner Wohnung in Davos von dem 1909 im serbischen Daruvar geborenen Rabbiner-ohn David Frankfurter, einem kranken Studenten, mit vier Pistolen-schüssen ermordet. Frankfurter, der sich selbst der Polizei stellte, wurde dafür vom Kantonsgericht Chur zu achtzehn Jahren Zuchthaus verurteilt und überlebte das Dritte Reich, immer gesünder werdend, im Churer Sennhof-Gefängnis. Gustloff wurde zum „Blutzeugen“ der „Bewegung“ erhoben, und Hitler selbst kam auf die Idee, das neue Kreuzfahrtschiff der NS-Freizeit-Organisation „Kraft durch Freude“ auf seinen Namen zu taufen. Am 5. Mai 1937 lief es in Hamburg vom Stapel, ein knappes Jahr später wurde es in Dienst genommen und war mit 208 Meter Länge und 24 Meter Breite das größte Kreuzfahrtschiff der Welt. Bis zum September 1939 machte es KdF-Touren nach Madeira und in die norwegischen Fjorde. Nach Kriegsbeginn wurde es zum Lazarettschiff umgebaut, ein Jahr später zur schwimmenden Kaserne, und als solche kam es in Gotenhafen (Gdingen/Gdynia) zu liegen.

Alexander Marinesko, 1913 in Odessa geboren, wurde während dieser Zeit zum U-Boot-Fahrer ausgebildet und erhielt 1943 das Kommando über jenes mit vier Bugtorpedos bestückte U-Boot, mit dem er am 30. Januar 1945, also genau am fünfzigsten Geburtstag des ermordeten Namenspatrons, die „Wilhelm Gustloff“ versenkte. Marinesko wurde dafür 1990(!) postum zum „Helden der Sowjetunion“ erklärt und mit einem Denkmal in St. Petersburg geehrt. – Gut, muss man sagen, dass durch das Buch von Grass auch David Frankfurter sein Denkmal erhalten hat!

In der aktualisierenden Rahmenerzählung breitet der fiktive Verfasser der Novelle seine Geschichte aus. Er ist Journalist, der von einem überväterlichen Alten und von seiner Mutter dazu gedrängt

wird, endlich seine geschichtliche Aufgabe zu erfüllen und den Untergang der „Wilhelm Gustloff“ zu beschreiben. Seine Aufgabe ist dies, weil er im Bauch seiner niederkommenden Mutter die Torpedierung überlebte und im Augenblick des Untergangs der „Wilhelm Gustloff“ auf dem Torpedoboot „Löwe“ entbunden wurde. Als Mutter dieses notvoll geborenen Schreibers erscheint nun aber eine alte Bekannte: jene Tulla Pokriefke, die seit der *Blechtrommel* als hexig-füchsische Gör unangepasst durch das Grasssche Fabelreich streicht und allemal für Irritationen sorgt.

### „Hitler’s Children“

Damit wird die Geschichte vom Untergang der „Wilhelm Gustloff“ zur Grassschen Familiengeschichte. Wir erfahren, dass Tullas Vater von einer Norwegenreise mit der „Wilhelm Gustloff“ als ein „Hundertfuffzigprozentiger“ zurückkam, „begeistert von frieh bis spät“, wie Tulla in ihrem Danziger Idiom sagt. Wir hören, wie die siebzehnjährige Tulla, geschwängert von weiß nicht wem, an Bord des Schiffes gelangte und dank der guten Positionierung in der Wöchnerinnenstation mit dem Leben davonkam. Wir bekommen gesagt, dass sie mit ihrem auf der „Löwe“ geborenen Paulchen in Schwerin unterkam, später eine Tischleibrigade leitete und immerzu von der Katastrophe der „Gustloff“ redete, obwohl man in der DDR noch weniger als in Westdeutschland davon hören wollte. Und schließlich erfahren wir, dass sie es war, die nach der Wiedervereinigung den Sohn ihres längst in den Westen gegangenen Paulchens, einen knapp sechzehnjährigen und in Mölln (wo sonst) wohnhaften Gymnasiasten namens Konrad oder Konny, dazu brachte, sich des Themas anzunehmen, und dass sie ihm den PC kaufte, mit dessen Hilfe er im Internet eine neonazistisch wirkende Homepage „Blutzeuge“ aufmachte, Material über

Gustloff und das nach ihm benannte Schiff sammelte und sich in Diskussionen mit einem (angeblich) jüdischen Kontrahenten namens David verwickelte. Tatsächlich heißt dieser David Wolfgang Stremplin, kommt aus einem „württembergischen Pfarrhaus“ (was irgendwie bekannt klingt) und geriert sich als Jude, um Sühne für den Judenmord zu leisten. Mit diesem Wolfgang alias David trifft sich Konrad am Ende der Novelle in Schwerin, geht mit ihm an den Ort des Gustloff-Denkmal, erschießt David, nachdem dieser „dreimal auf das vermooste Fundament gespuckt“ hat, und stellt sich dann, wie einst David Frankfurter, unverzüglich der Polizei. „Hitler’s Children“, beide ...

### Faszinationsgeschichte des Nationalsozialismus

Die Präsentation der Gustloff-Katastrophe als Familiengeschichte über vier Generationen hinweg hat mancherlei Vorteile: Sie suggeriert persönliche Nähe, ja vielfache und größte Betroffenheit, und sie erlaubt es, die verschiedenen Aspekte der Gustloff-Geschichte und ihrer Aufarbeitung in effektvoller Kontrastierung und zugleich historisierender Überlagerung zur Geltung zu bringen. Dies gilt insbesondere für die Faszinationsgeschichte des Nationalsozialismus, für welche die „Wilhelm Gustloff“ ein gutes Beispiel ist. Durch sie wird Tullas Vater, der „em Prinzip ain ganz Lustiger gewesen is“, zum „Hundertfuffzigprozentigen“; durch sie bleibt das Bewusstsein der überlebenden Tulla für immer an das Dritte Reich gefesselt; durch sie wird ihr Enkel Konrad, obwohl vom Vater (und ab dem siebten Lebensjahr von der Mutter) „halbwegs linksliberal“ erzogen, zum Neonazi, der in dem klassenlosen KdF-Kreuzfahrtschiff ein Beispiel für „wahren Sozialismus“ entdeckt und für den Sozialkundeunterricht einen Vortrag über die „positiven Aspekte der NS-Ge-

meinschaft ‚Kraft durch Freude‘“ anbietet.

Kurz: An den Mitgliedern ein und derselben Familie wird deutlich, wie unterschiedlich man – weit über das Dritte Reich hinaus – vom Nationalsozialismus affiziert sein konnte beziehungsweise kann, und das geht, weil es nun doch alles liebe Anverwandte sind, Großeltern und Sohn, nicht ohne den Versuch, Verständnis dafür zu schaffen.

Dies ist, was die Großeltern Pokriefke, die anno 39 mit der klassenlosen „Wilhelm Gustloff“ nach Norwegen dampften, nicht sonderlich schwierig und auch nicht sonderlich interessant macht. Anders, was den Filius des Erzählers angeht, den lange nachgeborenen Konny, der, weil aus der Familie Pokriefke stammend, natürlich nicht einfach ein gedankenloser Glatzkopf mit einem dummen Faible fürs Ewiggestrige ist, sondern ein helles Bürschchen mit ausgeprägten politischen Interessen und weit davon entfernt, am „Negerklatschen“ und an der „Beschimpfung von Kanaken“ Freude zu entwickeln. Was macht den zum Neonazi und zum Gustloffianer? Drei Motive wirken zusammen: zum einen das von der Großmutter geweckte Gefühl, dass das verdrängte Leid der Flüchtlinge in Erinnerung gerufen und ins historisch-politische Bewusstsein integriert werden müsse; zum andern die im Zuge der Gustloff-Studien gemachte Entdeckung, dass viele Menschen vom Nationalsozialismus ehrlich begeistert waren, weil er (scheinbar) etwas für die Massen tat, mancherlei „positive Aspekte“ hatte und im Vergleich zur DDR gar ein „wahrer Sozialismus“ gewesen sei, wie der Junge „auf seiner Website“ jubelnd verkündet; und hinzu kommt ein wohl von seinen linken Eltern inspirierter Soupçon gegen die Demokratie, der den Jüngling wissen lässt, dass Demokratie und Wahlen durchweg „Schwindel“ sind, weil „überall die Plutokratie herrscht, das Geld regiert“.

Die beiden ersten Gründe veranlassen den Erzähler und den hinter ihm stehenden „Alten“, den „müde geschriebenen“ Übervater Grass, sich mehrfach an die Brust zu schlagen und zu bekennen, dass man zweierlei versäumt habe: zum einen, „dem Elend der ostpreußischen Flüchtlinge Ausdruck zu geben“, und zum andern, den Nationalsozialismus in der Schule und am Familientisch so beredet zu haben, dass auch seine Faszinationskraft deutlich und eine emotionale Auseinandersetzung mit ihr möglich wurde.

Grass müsste sich solcher Versäumnisse eigentlich nicht bezichtigen. Es war ja gerade die „Blechtrommel“, die, indem sie die kleinbürgerlichen Danziger Mitläufer vor Augen führte, den Blick auf die Verführungskraft des Nationalsozialismus öffnete; und im letzten Kapitel des zweiten Buchs („Wachstum im Güterwagen“) kriegt man schon einiges vom „Elend der ostpreußischen Flüchtlinge“ mit, obwohl es da, nach Kriegsende, vergleichsweise zivil zugeht. So kommt man zu dem Verdacht, dass Grass sich zum Sündenbock macht, um den Blick auf die einschlägigen Versäumnisse seiner Generation insgesamt zu lenken.

### **Opferhaltung und Selbstmitleid**

Ganz und gar Unrecht hat er damit nicht. Als Philipp Jenninger 1988 im Bundestag vom „Faszinosum des Nationalsozialismus“ sprach, wussten die damals tonangebenden Öffentlichkeitsarbeiter der Linken damit so wenig anzufangen, dass sie diese Rede nicht einmal im Ansatz verstehen konnten und deswegen Jenningers Rücktritt verlangen mussten. Heute wäre das wohl anders, obwohl es immer noch schwierig ist, von der Faszinationsgeschichte des Nationalsozialismus zu reden, ohne verdächtigt zu werden, man sympathisiere mit dem Nationalsozialismus oder habe wenigstens die volkspädagogisch notwendige Vorsicht vergessen; vielleicht bewirkt Grass' Novelle,

dass man über das volkspädagogisch Zuträgliche noch einmal ernsthaft nachdenkt. Dass das furchtbare Schicksal der Flüchtlinge, nicht nur der ostpreußischen, nicht wahrgenommen und zum Gegenstand des historisch-politischen Diskurses gemacht werden durfte oder, wie man genauer sagen müsste: diesem Diskurs entzogen wurde, hat, veranlasst durch Grass' Novelle, der 1940 geborene Berliner Schriftsteller Peter Schneider, Verfasser (unter anderem) einer berühmten 68er-Erzählung (Lenz, 1973) in einem aufschlussreichen Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 26. März 2002 (Seite 49) bestätigt und begründet: „Soweit ich mich erinnern kann“, schreibt Schneider, „haben wir über das Schicksal von Millionen deutscher Vertriebener kein Wort verloren; sie wurden mit den – in der Tat meist revanchistischen – Sprechern der Vertriebenenverbände identifiziert.“ Und er stellt fest: „Hätte ein Kollege aus demselben Stoff [aus dem die Novelle von Grass ist] in den fünfziger oder sechziger Jahren eine Erzählung gemacht, so wäre er womöglich von Grass selbst als ‚Revisionist‘ oder ‚Verharmloser der deutschen Schuld‘ angegriffen worden. Und nicht einmal zu Unrecht. Zu einer Zeit, da ehemalige Nazis zuhauf in den oberen und unteren Etagen des öffentlichen Dienstes und der Wirtschaft ihr Auskommen hatten, da sich die Mehrzahl der Deutschen als Opfer fühlte – als Opfer Hitlers, des Weltkriegs, der Alliierten – und von der eigenen Schuld nichts wissen wollte, hätte eine solche Erzählung das vorherrschende Gefühl des Selbstmitleids noch verstärkt.“

Letzteres ist schwer zu widerlegen, aber auch schwer zu beweisen, und muss vorerst dahingestellt bleiben; die Geschichte der politischen Diskurse der Bundesrepublik muss erst einmal unvoreingenommen erforscht und von einigen Legenden befreit werden. Richtig an den Ausführungen von Schneider ist, dass

man, wenn man publizistisch, literarisch und wissenschaftlich reüssieren wollte, ab Mitte der sechziger Jahre gut daran tat, nicht viel vom Elend der Flucht und von den Gräueln der Vertreibung zu reden (ebensowenig wie von den Opfern des Luftkrieges, deren sich erst der deutsche, aber im Ausland lebende Schriftsteller Winfried Georg Sebald 1998 wieder annahm). Unrichtig ist, dass in der Literatur nicht trotzdem vielfach von Flucht und Vertreibung die Rede gewesen wäre: In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 23. Februar 2002 hat der Leserbriefschreiber Jörg B. Bilke eine beachtliche Liste von einschlägigen Werken zur Kenntnis gebracht. Zuvor schon, am 9. und am 20. Februar, haben die Redakteure Rainer Blasius und Henning Ritter daran erinnert, dass es eine Fülle von Erlebnisberichten, Dokumentationen und Sachbüchern gab. Und am 13. Februar hat der Redakteur Tilman Spreckelsen darauf hingewiesen, dass die Vertriebenenthematik in dem umfangreichen Œuvre von Arno Schmidt von Anfang an eine Rolle spielt, von namhaften Rezensenten aber nicht einmal dann wahrgenommen und bedacht wurde, wenn es wie bei dem Roman *Die Aussiedler* (1953) im Titel exponiert war. Es ist also nicht die Schuld der Autoren, zumindest nicht allein der Autoren, dass Flucht und Vertreibung nicht Gegenstand des öffentlichen Diskurses wurden, sondern Schuld auch des Publikums. Aber wie dem auch sei; der Artikel von Peter Schneider zeigt, dass das Thema Flucht und Vertreibung seit Mitte der sechziger Jahre von der damals politisch bewusst und aktiv werdenden Generation so wenig wahrgenommen (oder so sehr verdrängt) wurde, dass die Novelle *Im Krebsgang* nun wie eine beispiellose Pionierleistung und Offenbarung wirkt.

### Überwuchernder Rahmen

Dabei ist diese Novelle als Darstellung der „größten Schiffskatastrophe aller Zei-

ten“ und als Ausschnitt aus dem „Elend der ostpreußischen Flüchtlinge“ nach meinem Empfinden – die Subjektivität des Urteils sei betont – ein eher schwaches Buch. Die Rahmenerzählungen überwuchern das schreckliche Zentralereignis. Es dauert lange, nämlich bis Seite 107, bis auch nur das Einschiffen in Gotenhafen beginnt, und nachdem Tulla glücklich in der Wöchnerinnenstation untergekommen ist, wird der Blick wieder vom Chaos der Einschiffung und vom Gedränge auf dem überfüllten Schiff weg- und auf anderes hingelenkt: auf die Diskussion der Kapitäne über die Route, die Aktivitäten von Kapitän Marinesko, dann auf Frank Wisbars „Gustloff“-Film „Nacht über Gotenhafen“, dann auf die „Gustloff“-Diskussionen zwischen Konny und David im Internet und so weiter. Dem Wisbarschen Film wird beiläufig vorgeworfen, er brauche „eine verquälte, zum Schluss hin heroische Liebesgeschichte als Zusatzstoff und Füllmasse [...], als wäre das Sinken eines überbelegten Schiffes nicht spannend, der tausendfache Tod nicht tragisch genug“. Aber den peinvollen Zuständen auf dem überbelegten Schiff gehört in der Grassschen Novelle gerade einmal eine Seite (130/131) und dem „tausendfachen Tod“ nicht viel mehr (137/138); und dann heißt jener Alte, der das Werk in Auftrag gegeben hat, den Erzähler, sich kurz zu fassen, und dies mit einer Begründung, die einer künstlerischen Kapitulation gleichkommt: „Da es mir ohnehin nicht gelinge, das tausendmalige Sterben im Schiffsbauch und in der eisigen See in Worte zu fassen, ein deutsches Requiem oder einen maritimen Totentanz aufzuführen, solle ich mich bescheiden, zur Sache kommen. Er meint zu meiner Geburt.“

### Flüchtlingseleid als Nebensache

Das ist verräterisch und deutlich: Die „Sache“, um die es im *Krebsgang* eigentlich geht, ist nicht die „größte Schiffskatastro-

„phe aller Zeiten“ und auch nicht das „Elend der ostpreußischen Flüchtlinge“, sondern die Art und Weise, wie die Überlebenden und Nachgeborenen damit umgehen. Diesem eigentlichen Thema des *Krebsganges* gehören wohl drei Viertel der Seiten, wenn nicht mehr. Das mag seine Berechtigung haben, und es mag den *Krebsgang* für einen beträchtlichen Teil des Publikums zu einem wichtigen Buch machen. Aber wenn ein Buch über das „Elend der ostpreußischen Flüchtlinge“ tatsächlich noch ein Desiderat gewesen sein sollte, so hat sich daran durch den *Krebsgang* nicht viel geändert. Von dem, was da zu berichten wäre, wie ich aus der Perspektive eines Süddeutsch-Nachgeborenen annehme, bekommt man nur einmal einen Eindruck: aus den dreizehn knappen Zeilen über Nemmersdorf, die sich auf Seite 101 finden. Aber dergleichen weiter auszubreiten wäre wahrscheinlich als volkspädagogisch unverantwortlich erschienen.

### Postskriptum

PS: Der *Spiegel*, der den „Krebsgang“ zum literarisch-politischen Ereignis gemacht haben wollte, stellte auf Seite 193 fest, dass das Schweigen, das über die „Verbrechensverbrechen“ (Otto Schily) und das „millionenfache Leid“ der Vertriebenen gelegt wurde, „erst brüchig wurde, als die Mauer fiel und Helmut Kohl die deutsche Ostgrenze endgültig fest-

schrrieb. Die deutsche Frage war beantwortet, der Blick nach Osten wurde frei. Und das neue Buch von Günter Grass lenkt ihn nun auf die „Gustloff“, lenkt ihn nach Gdynia oder Gdingen, in jene Stadt, welche die Nazis Gotenhafen nannten.“ Helmut Kohl aber bekommt dafür von Grass keinen Dank, obgleich er – wie schon in den letzten beiden Romanen – erwähnt wird. Immerhin, die Zeiten werden besser. Erschien Kohl in der *Rättin* (1986) und im *Weiten Feld* (1995) als kaum erträgliches Ärgernis, um dezent zu resümieren, so kann jetzt mitgeteilt werden, dass der „Dicke“ endlich abgewählt wurde. Und alle Liebhaber wirklich schöner Literatur dürfen sich nun darüber freuen, dass im nächsten Roman von Günter Grass nicht mehr in so hässlicher Weise vom Kanzler der Bundesrepublik geredet werden muss; folgte doch unmittelbar auf den „Dicken“, wie es, um die Verbesserung der Situation zu verdeutlichen, dann doch noch einmal heißen dürfte, „ein schwarzhaariger und raubtiergesichtiger Beau, der es auch im Stress der von einer bornierten Opposition erschwerten Regierungsgeschäfte lässig mit jedem Dressman aus den feinsten italienischen Modehäusern aufnehmen konnte“. Und das muss man der gegenwärtigen Regierung lassen: Die Reform des Kanzler-Outfits ist gelungen!

*Günter Grass: Im Krebsgang. Eine Novelle. Göttingen: Steidl, 2002. 216 Seiten, gebunden, 18 Euro.*

### Der Presse-Caesar

„Das starke Interesse der Medien an Unpersonen, Persönchen und Persönlichkeiten hat einen neuen Typus hervorgebracht, der in aller Öffentlichkeit sein Bedürfnis nach regelmäßiger Verurteilung (ohne Gerichtsverfahren) zelebrieren darf: den Presse-Caesar. Es ist ihm nicht nur gestattet, sondern er ist sogar aufgefordert, über die nationalen und lokalen Eliten des Landes sein Urteil zu fällen, wie Caesar einst bei den Gladiatoren: Daumen rauf oder Daumen runter.“

Roland Kaehlbrandt, „Buntes deutsches Bestiarium“, (DVA, 2001), Seite 123